

Die Fremde Welt

Nr. 11

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Die Wittib.

Roman von Toni Mark.

(Fortsetzung.)

Der gegenseitige Briefaustausch wurde wieder reger, ja die Eltern luden die Nosi sogar bringend und herzlichst ein, Vater sie, die Heimreise nicht zu scheuen und wandten sich mit diesen Anliegen auch an die Herrin:

Zuerst hohlachte die Nosi über den Einfall, aber wie der Frühling über Land kam mit seinen milden Blüthen und seinem Aufknospen und Treiben, da erwachten in dem weltlichen Sinne der Magd alte Erinnerungen an liebe Jugendbilder der Heimat und — ohne sich dessen recht bewußt zu sein, fing sie plötzlich an, verschiedenes Zeug zu kaufen, allerhand Dinge, welche dem änderen Menschen ein gutes Zeugnis für

herrlichen und ungewohnten Dinge sich schließlich fragte: „Wozu hast du das alles gesammelt und erworben?“ da brauchte sie sich nicht erst laut zu bekennen: „Weiß mich heimtreibt in

Als ihr dann der Herr noch eine Freikarte bis zur letzten Eisenbahnstation mit einem genau aufgezichneten Reiseplan und vielen guten Ratsschlägen in die Hände legte, da quoll der Nosi das Herz auf vor Mühsung, daß ihr die Augen davon übergingen.

So fuhr die Nosi in die mildeste, sternklarste Sommernacht hinein. Noch hatte sich die Unruhe der Abreise mit all den Abschleppen und Aufregungen nicht gelegt und schon erschauerte sie von der neuen, gewaltigen, innerlichen des bevorstehenden Wiedersehens mit der Heimat, welche sie so drängend und fiebernd überkam, daß die weiche, schmeichelnde Nachtluft und die unendliche Dunkelheit



Der Säemann. Nach dem Gemälde von Max Koch.

(Nach einer farbigen Reproduktion aus dem Verlage von Otto Baumgärtel in Verlin.)

Anstand und Ordnung geben. Aller dieser Stänke Krone aber bildete ein seltsam gewirfelter Wollentstoff, welcher zu einem Staatskleide bestimmt war, und ein runder Strohhut mit einem roten Bande. Der erste in ihrem ganzen dreißigjährigen Leben. Und wie sie beim Anblick all dieser

Herzen, mit Leib und Seele mächtig nach Hause lockt!

Den Urlaub erwarb sie sich leicht durch vielfachen Elfer und, nachdem so die Stimmung für sie wohl vorbereitet war, durch eine verlegene, scheue Bitte.

sie fast des Atems beraubten. Sie vermochte kein Auge zu schließen, da sah sie allmählich den lichten Schein am Horizonte, der den neuen Tag verkündet. Und wie der mit seiner leuchtenden Sonnenhand den Morgennebel schleier ganz sachte und bedachtam hob und hob, immer höher und höher und wie darunter so

schelmisch, so lieblich verheißungsvoll, immer fleghafter und prangender, immer heimatlischer die Landschaft sich enthüllte, da glückte es der Nosi im Halse und sie schmeizte sich immer und immer wieder, denn so ein richtiges, tränentropfendes Weinen hatten die toten Augen nie gekannt. Dazu war die ganze Person zu trocken.

* * *

Wie er sie einst beim Abschied geleitet hatte, so holte sich der Vater sein heimkehrendes Kind, um ihm auf der langen Fußwanderung ins Vaterhaus ein Gefährte zu sein. Trotz der vielen Jahre erkannten die beiden einander gleich. Bitter und leicht ihr der Mann die Hand, und wie sie zu ihm aufsehend wahrnahm, daß sein schlichtes, braunes Haar sich in weiße Silberlocken verwebt hatte, da bengte sie sich erschrocken und ehrfürchtig über die alten Hände und küßte sie.

Nach heute schritten sie anfangs stumm nebeneinander her, nur waren es anders wie ehedem die Blicke der Tochter, welche heimlich von der Seite den Vater maßen; sie freute sich der ungebogenen Gestalt, des jugendlichen Auges und des strammen Trittes. Und wenn sie gleich nichts zu reden vermochte, so war doch kein Trost dabei und auf die Dauer bedrückte das Schweigen sie selber. Da fing sie an, nach dem Wissenswertesten zu fragen und staunte über manche Ausrüstung und eingetroffene Veränderung.

Hinter der Säge wies ihr der Vater lippliges Wiesenland:

„Dös is, was mir dazuauft haben.“

Der Nosi Augesicht überflog ein Schlummer stolzer Verlegenheit:

„Hilfich weit is aber von der Schupfen, mein!“

„Ah, dös macht nit, berfen am Straßel durch'n Wald fahren, und a Hen gibts! Is vom Bach recht fett und köunt ma fast dreimal schnelln,“ schmunzelte der Vater und strich über die wogenden Gräser.

„Is ja Euer Sach und nit die meine! Das mißt's ich, Ihr versteht!“

„Ja, ja, freit!“ pflichtete der Vater bei und sie wanderten weiter.

Bald hatte die Nosi die Klinker der Haustüre in der Hand und das Herz klopfte ihr stürmisch, während sie öffnete.

Da stand die Mutter am Herd mit glühenden Wangen und buk aus dem schäumenden Butter-schmalze heraus schöne, runde Krapsen, dem Gaste zu Empfang und Ehren. Die Frau war älter und rundlicher und behäbiger geworden und man sah es ihr an, daß sie in den letzten Jahren kein hartes und böses Leben geführt hatte.

Die Nosi zögerte einen Augenblick wie verdonnert; denn alte, längstvergangene Dinge kamen ihr wieder in den Kopf und ein aufsprudelnder Zorn, daß die Mutter sich nicht mehr graue Haare habe wachsen lassen in der Sorge um das ferne Kind. Sie gewann es nicht über sich, der alten Frau die dargebotene Hand zu lassen, sondern gab ihr nur ein schenes:

„Grüß Gott, Frau Mutter!“

Die Alte aber neigte sich zum Kinde:

„No so, mir berfen uns schon ein Bussel gebn miteinander, weil daß wir uns so lange Zeit nit gesehn habn!“

Da hielt ihr die Tochter die Wange hin und, verächtlich über die Herbe, drückte die Mutter nur flüchtig die Lippen drauf und trat mit verquellenden Augen zurück.

Ueber dem Eintreten der Geschwister und Hausleute war dies kleine Gegenpiel bald vergessen.

Ganz verdußt stand die Nosi mit ihrer kleingerateten Statur unter den mannlichen Burschen, die ihre Brüder waren. Sie musterte sie der Reihe nach:

„Des seibs aber ind Höh geschossen, is Buabn!“

Sie schmunzelten und brünnelten etwas und der Jüngste sagte wichtig:

„Ja, Stearnbn sein mir keine, daß wir ind Erbn könn wachsen.“

Alle lachten geräuschvoll und die Nosi wurde rot:

„Über gschetter seibs nit viel wordn. Der Buabn reibt grad daher wie a Dalkerl, a Klammungzigs!“

„Na, weißt, wegen der Klammungzigkeit da berfest Du nit reden...“

„Jessas Marand Josef — tuis nit glei wieder streit wern,“ fiel ängstlich die Mutter ein und bedeutete dem Vater, der Nedelet ein Ende zu schaffen, ehe sie zur Kränkung wurde. — —

Das wurden seltsame Tage für die Nosi, die sie daheim zubrachte. Als wenn sie erst gestern ein Kind gewesen wäre, so heimlich nutete sie alles an, so wohlbekannt, so vertraut war es ihr und doch zog eine leise, fast neidische Behmut durch das kindliche Erinnern: die Heimat war ihr nimmer das Heim und deren Kind nur eine Fremde, ein seltener Gast, der nicht nur wieder fort mußte, sondern der bei allem Behagen noch unbewußt ein heimliches Drängen danach empfand.

Anfangs, da griff die stulte Person wacker im Felde mit zu. Die Brüder wunderten sich über ihr Geschick, aber bald schmerzten sie die Glieder von der ungewohnten Anstrengung und die sengende Sonnenhitze machte ihr einen wildesten Kopf und rotentzündete Augen dazu.

Da lachten die Brüder wieder über die „Städtische“ und die Nosi warf ihnen schnippisch das Heubündel, das sie gefast hielt, an den Kopf und die Gabel vor die Füsse: „Dazu seibs is grad gut gnum, is Bauerballn!“ und ging lachend querfelde über heim.

Wollte sie sich aber schäme, unläufig im Hause zu bleiben, so ward es ihr recht eine Befreiung, daß der Vater in diesen Tagen die Konzeßion zu einer Schankwirtschaft im Hause erhielt. Da mochte die Nosi nun zeigen, was sie verstand, und am Sonntag, als die junge Wirtschaft mit frühlichem Trunkte getauft wurde, da blinkte und blankte es in der Stube, daß es nur so funkelte und jedem in die Augen stach. Sie selbst hatte sich auch mit einem frischgewaschenen Kleide und einer weißen Schürze herausgeputzt und tat dabei gar stolz und städtisch, daß es den Gästen über die Maßen behagte. In der späten Nacht, da war freilich nicht bloß die Dunkelheit schuld, daß man von der blitzenden Sauberkeit nichts mehr sah; aber solange die Nosi daheim blieb, putzte und sorgte sie mit allem Eifer dafür, daß der Glanz immer wieder aufgefrischt wurde, um so mehr, als sie gewahrte, wie ein Wirtschaftshaus ein gar einträgliches Geschäft sei, welches Geld ins Haus bringe, und dafür hatte sie von jeher eine Schwäche.

Wie sich die neue Gastwirtschaft so schmuck darbot, so fand sie vielen Zuspruch nicht nur an Sonntag und Festtagen, auch unter der Woche kamen Zollwächter und Gensdarmen auf ihren Streifgängen herüber und schoben die neue Kegelbahn ein oder saßen am Tische und die Nosi mußte ihnen Gesellschaft leisten und dann prahlten sie recht vor ihr, mit allerhand Greuzgeschichten und Abenturern, um sich bei ihr ins Ansehen zu setzen, denn sie galt für vernünftig, seit sie das viele Geld heimgeschickt hatte. Mit den üblichen Späßen und Witzen aber durfte ihr keiner nahekommen, da machte sie Augen wie eine Katze und wies ihn derb zurecht.

Die Wochentage waren ihr die Heberer. An Sonntagen gieng oft gar zu wild zu, die jungen Bursche tranken viel und löhkten und heulten dann und wurden überkühlig. Und sie mochte sie doch mit Rücksicht auf den Ertrag nicht davon abhalten. Dabei sollte sie fleißig zutrinken: sie wurde stets wie ein Gast des ganzen Dorfes geehrt, da half sie sich schließlich, indem sie gleich von Anfang an weniger in die Gläser einschenkte und diese nach flüchtiger Berührung den trunkenen Burschen vorsetzte; ein paar Schluck auf fremde Kosten vertrug und trank sie gern, mehr ziemte ihrem mäßigen Sinne nicht. Wenns gar zu bunt wurde, dann stellte sie den Vater bereit, der hielt Mannszucht nach Kräften. Sie aber setzte sich vor die Haustüre und der stille Abendfriede umwob sie. Die Sternschnuppen fielen, die Kuhglocken läuteten aus den Ställen, manchmal huschte über Weg und Wiesen ein dunkler Schatten und die Berge säumte ein

lichter Schein vom spät aufgehenden Monde. Die Nosi wickelte vor der letzten Nachtlust die Arme fest in die Schürze und ihr wurde das Herz we und weich und es war ihr so unaussprechlich wohl, wußte selbst nicht, warum.

Nachdem sie noch jeder der Schwestern, welche in der Umgebung verheiratet waren, pflichtschuldig einen Besuch gemacht hatte und froh war, wenn sie die Bezeugungen der Freude über deren häusliche Glück und den reichen Segen mit Lust und Anbracht und bluter sich hatte — denn vom Herzen kamen sie ihr nicht — war ihre Zeit bald um, daß sie an die Heimkehr in die Fremde denken mußte. Noch gieng sie eifrig, den Vater auf dem Forstweg zu begleiten und bewunderte ihn, wie trefflicher er die Eichhörnchen von den jungen Bäumen herunter schoss, daß sie mit einem manstot zur Erde fielen ohne zu leiden. Sprachten die beiden nie viel miteinander und hingen doch in herzlich lünger Lieblichkeit aneinander, und waren immer einig in ihren Gedanken und ihrem Tun. Da fiel der Scheidenden der Abschied schwer und kam unerbtlich doch der letzte Tag heran.

Wie ihr das Leben und der Einnahme aufgeblickt war in dem frohen Hoffen der Heimfahrt zum Vaterhaus, so verglomm mit dem Abschiede der warme Strahl und drohte ihr das Gemüt wieder dunkel und freudlos zu werden. In ihrer Einsamkeit berechnete sie, wie mit der genossenen Luft auch reichliches Geld entflohen sei. Den Schaden gutzumachen, flug sie, kaum in die Stadt zurückgekehrt, an, sich all ihres Staates wieder zu entledigen, indem sie Stück um Stück an Mägde im Hause verkaufte. Zuerst das schönkarierte Wollkleid. Sie hatte es nur auf ein paar Kirchgängen bei matschigen Wetter getragen, da war es gut erhalten geblieben und sie machte daraus ein ganz seltenes Gnadengeschenk, als sie es um ansehnlichen Preis an eine junge Person verschacherte. Leider auf Raten, von denen sie die ersten drei mit vieler Mühe erhielt, die zwei letzten aber im Leben nicht.

Nur den Hut gab sie nicht weiter. Mit diesem vermeinte sie alle Mängel ihrer Kleidung zu decken; er stand ihr gut und würde sich bei geringem Gebrauche viele Jahre erhalten. — —

In die Eintönigkeit ihrer Tage fiel eines Morgens ein Brief aus der Heimat. Nach einer genauen Aufzählung der neuesten Dorfereignisse gab der Vater Kunde, daß der Gensdarm Josef Fehr nach Wien versetzt sei und, weil er die Nosi im besten Gedenken habe von manchem Nachmittagsplansche in der stillen Wirtschaftstube, so werde er sie in ihrem Wohnorte heimsuchen. Ueber diese Ankündigung stieg der Nosi eine dunkelrote, zornige Schamwelle auf. Sie wies den Brief ihrer Herrin und schalt eifrig:

„Da sieht ma wieda die dalkerten Bauernleut! Soviel unmanierlich tuis sein. Aber i weiß schon — das hat gwis die Mutter wieda eingäbeft. Is schon so ein stumlos Weibel! Wie das is grad einfallen tut!“

„Gehns, Nosi, Sie haben immer was an den Eltern anzusetzen und es sind so brave Leute, die es nicht böse meinen. Was ist dem schließlich auch dran, wenn einer aus der Heimat Sie zu besuchen kommt?“

„Na, der sollt einmal da bei der Tür herankommen, der feste Mensch!“

Und die Nosi stellte sich auf und schaute so zornig drein, als müßte sie ihn schon hinauswerfen.

Wenige Tage darauf klopfte es kräftig an der Tür und gleich darauf schellte es, daß die Nosi rief: „No, no, no, wirds doch keiner versäumen!“

Vor der Deffnenden stand ein großer, schmucker, blonder Mann, der höflich die Finger an den Federhut legte: „Guten Tag, Fränkeln! Mein Name ist Josef Fehr...“

Die Nosi war in der größten Aufregung. Der Mann schien ihr doch zu stattlich, als daß sie hätte grab gegen ihn sein dürfen und sein flatternder Federhut wehte ihr Heimluft zu. Da ließ sie ihn eintreten und er tat es in guter Sitte, indem er nochmals pochte und den Hut unter den Arm nahm.

Die Entstehung des Flugvermögens.

Von Kurt Grottelwitz.

(Schluß.)

Bögel und Flattertiere sind Insektenfresser von Hause aus. Aber die Bögel bekamen die reiche Jagd des Tages, die Fledermäuse bekamen die der Nacht. Sie sind alle nächtliche Tiere, nämlich ebenso wie die meisten mit Fallschirm ausgestatteten Wesen. Der Grund, warum die letzteren ebenso wie die Fledermäuse Nachttiere geblieben oder geworden sind, ist bei beiden derselbe: die Konkurrenz und vielleicht auch die Feindschaft der viel gewandteren, schnelleren Bögel.

Zwischen die Fledermäuse und die Bögel schiebt sich, dem Grade der Flugfähigkeit nach, eine Tiergruppe ein, die jetzt ausgestorben ist. Es war ein Zweig der alten Saurier, die einst im Mittelalter der Erde die Vorherrschaft im Tierreich führten. Die alten Flugechsen oder Pterosaurier lebten in der Jura- und Kreidezeit, und damals mögen sie noch dem eben entstehenden Vogelgeschlecht das Dasein schwer genug gemacht haben. Sie waren freilich an Größe nicht den Riesentieren zu vergleichen, deren schreckliche Gestalten damals über den Erdboden dahinkrochen. Um das Flugvermögen zu erwerben, dazu war wohl eine gewisse Beschränkung der Körpergröße unerlässlich. So hatten die größten Flugechsen etwa die Körperdimensionen des Ablers. Es war sicherlich auch der Fallschirm, aus dem die Flughaut der Pterosaurier sich zu einem wirklichen Flugorgan ausbildete. Die Krallen an den Beinen dieser Tiere zeigen den bekannten Entwicklungsgang, den derartige Wesen eingeschlagen haben. Sie kletterten an Bäumen in die Höhe, das Springen durch die Luft führte zu einer Erweiterung der Hautfalten, so daß diese als Fallschirm benutzt werden konnten. Der Fallschirm brauchte sich nur zu vergrößern, um ein wirkliches Flugorgan zu werden. Und die Flughaut war bei den Pterosauriern sehr groß. Ihr Oberarm ist außerordentlich verlängert, die Finger sind im allgemeinen lang, eine ganz außergewöhnliche Ausbildung erfuhr aber der fünfte Finger. Er war fast so lang wie das ganze Tier selbst. Dieser Finger konnte daher die Stütze einer gewaltigen Flughaut sein, die sich möglicherweise bis zu den hinteren Gliedmaßen hinzog.

Man hat niemand die Flugechsen der Jura- und Kreidezeit je sich in der Luft bewegen sehen. Man könnte daher meinen, es sei auch nicht festzustellen, ob sie ihre Flughaut nur nach Art des Flattermafs als Fallschirm gebraucht haben, oder ob sie wirklich wie die Fledermäuse sich dauernd in der Luft halten konnten. Gesehen hat sie allerdings niemand. Und doch zwingt uns ein Umstand, ihnen ein vortreffliches Flugvermögen zuzuerkennen. Die Flugsaurier besaßen nämlich Röhrenknochen genau so wie unsere Bögel. Sie konnten also die Schwere des Knochengeriüsts durch Anfüllung mit Luft außerordentlich erleichtern. Dadurch bekamen sie einen leichten Körper, der geschickt war, in der Luft zu schweben, ohne daß die Flughaut zu stark bewegt zu werden brauchte. Wir haben demnach allen Grund anzunehmen, daß die Pterosaurier gewandtere Flieger waren als unsere Fledermäuse. Nebrigens mögen sie trotz des besseren Fliegens einen weit unheimlicheren Eindruck gemacht haben als unsere Flattertiere. In ihrem langen Munde trugen sie große, spitze Zähne.

Schon in der Kreidezeit sind die Pterosaurier wieder ausgestorben. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man diesen Untergang mit dem Emporkommen des Vogelstammes in Zusammenhang bringt. Und das Emporkommen der Bögel liegt wohl wiederum zum großen Teil an ihrer vorzüglichen Flugfähigkeit. Der Entwicklungsgang, den wir bei allen mit Flugorganen ausgestatteten Tieren konstatieren konnten, wurde auch von den Bögel eingeschlagen. An dem ältesten Vogel, dessen Überreste uns erhalten sind, an dem Urgreifen der Jurazeit, können wir sehen, wie die Bögel ursprünglich an der Spitze der noch gut gegliederten

Vordere Extremitäten Krallen besaßen. Offenbar kletterten diese in manchen Stücken so edechsenartigen Bögel jener Zeit an Bäumen in die Höhe. Sie sprangen wohl auch von Ast zu Ast, und dabei mag sich ihr Federkleid, das ursprünglich wohl nur ganz kurz war, verlängert haben. Wir wissen ja leider gar nicht, wie die Federn selbst entstanden sind. Vielleicht sind sie aus Schuppen entstanden, die ja auch eine so hornige Konsistenz haben wie die Krallen der Federn. Jedenfalls brauchten die Bögel nicht eine Flughaut auszubilden. Das Federkleid konnte diese mehr denn genügend ersetzen. Anfangs, als die Federn noch nicht so lang waren, werden die Bögel auch nur von Höhen langsam abwärts geglitten sein. Das Federkleid diente ihnen als Fallschirm; als es aber länger wurde, ward es zu einem vollendeten Flugorgan.

Wie vollkommen das Flugorgan der Bögel ist, das sieht man schon daran, daß die Flügelspitzen vollständig genügen, den Tieren jene pfeilgeschwinde Bewegung in der Luft zu geben. Allerdings ist der ganze Vogel mit Federn bedeckt, aber diese sind doch nur kurz im Vergleich zu denen der Arme. Man kann sagen: Arme. Denn der Vogel bildete seine Vordergliedmaßen armartig aus, ebenso wie Halbaffen, Affen und Menschen. Die Fledermäuse humpeln, wenn sie sich auf der Erde bewegt, auf allen vier Füßen dahin. Der Vogel dagegen bildete nur die hinteren Gliedmaßen zu Gehorganen aus. Der ganze Körper ruht auf ihnen. Die vorderen Extremitäten dagegen konnten sich ganz zu Flugorganen umbilden. Sie verloren die Krallen, und sie verloren überhaupt die Hand, wie sie der Urgreif noch besaßen, bis auf einen dürftigen Rest, der als ziemlich ungegliederte Stütze die längsten Schwimmen zu tragen hat.

Der Urgreif hatte noch einen mächtigen Edechsenschwanz, an dem die Federn links und rechts kammartig aufgereiht waren. Später wurde der Schwanz ein kurzer Knochenstummel, und die Federn, die an ihm wuchsen, wurden sehr lang. Der Schwanz diente und dient auch heute noch den Bögel weniger zur Fortbewegung. Er gibt dem Vogel beim Fliegen das Gleichgewicht, und er wird als Steuerender benutzt. Bewegungsorgane beim Fluge sind eben einzig die Flügel. Sie stehen mit sehr starken Muskeln in Verbindung, und diese ihrerseits sind an dem sehr verbreiterten und eigentümlich kielartig geformten Brustbein befestigt. Ueberhaupt ist der ganze Schulter- und Brustapparat des Vogelstamms sehr kräftig, um so schmalere und zartere ist der übrige Teil des Knochengeriüsts. Diese Leichtigkeit des Körperbaues ist natürlich die Vorbedingung zu jenen tagelangen Wanderungen, welche die Bögel in der Luft zu unternehmen vermögen. Es ist schon betont worden, daß die Leichtigkeit des Körpers wesentlich dadurch gehoben wird, daß die Knochen der Bögel hohl und mit Luft gefüllt sind, und daß diese Tiere auch außerdem Luftkämme im Innern ihres Körpers besitzen.

Die Flugfähigkeit der Bögel ist sehr verschieden. Es wäre aber verkehrt, wenn wir annehmen wollten, die am wenigsten flugbegabten Bögel wären die ältesten Vertreter des Vogelstammes und repräsentierten eine Entwicklungsstufe, welche ihre Vorfahren einst eingenommen hätten. Vielmehr beruht die Schwerfälligkeit im Fliegen, die wir bei manchen Bögel finden, bei Vögeln, sodann aber besonders bei den Straußvögeln, auf einer Mißbildung des ursprünglichen Flugvermögens. Die Entwicklung ging ja dahin, die Bögel aus Klettertieren zu immer besseren Fliegern zu machen. So sind auch die heutigen Strauße, Mandus, Kasuare, der Kiwi, die ausgestorbenen Moas, einst gute Flieger gewesen. Sie gewöhnten sich aber daran, beständig auf der Erde hinzulaufen, weil sie in dem hohen Steppengras oder überhaupt am Erdboden am besten ihre Nahrung fanden. Groß und kräftig genug, um sich gegen Feinde energisch zu wehren, bedurften sie des Fluges nicht mehr. Sie bildeten ihre Füße zu schnellen Laufbeinen um, und die Kraft, die sie darauf verwenden mußten, entzogen sie den Flügeln, die jetzt untätig, des Kraftzuschusses entbehren

und ihn den Füßen abgeben konnten. Es ist interessant, daß auch auf einsamen Meeresinseln die Bögel meist schlechte Flieger sind oder des Flugvermögens ganz entbehren. Auch für sie ist die Gefahr, vom Sturme ins Meer verschlagen zu werden, größer als der etwaige Nutzen, den sie vom Fliegen haben könnten. Außerdem fehlen auf den ozeanischen Inseln meistens die gefährlichen Raubtiere, die den festländischen Bögel das Leben so schwer machen. Also das Fliegen, um zu entstehen, hatte hier keinen Wert. Es sind aber nur verhältnismäßig wenige Bögel, welchen das Fliegen schwer wird. Die Fähigkeit, in der Luft frei und schnell umherzufliegen, brachte im allgemeinen eine so kolossale Erleichterung des Lebens mit sich, daß den Tieren, die fliegen konnten, eine reiche Entwicklung beschieden war. So finden wir denn, daß von allen bekannten Tierarten der Erde nicht weniger als 62 pCt. Flugwerkzeuge besitzen, und nehmen wir bloß die Landtiere an, so beläuft sich der Prozentsatz sogar auf 75. Das sagt genug für die Bedeutung des Fluges. —

2

Aus dem nördlichen Belagerungsgebiet.

Von Wilhelm Schröder.

Auch der Regierung des neuen Reiches von einundsechzig hatte sich schon die uralte Erfahrung aufgedrängt, daß geistigen Strömungen gegenüber die rohe Gewalt versagt. Ja, um so eindringlicher hatte diese harte Tatsache an die Tür geklopft, als der mit Hurra und Hissa eingeleitete Kulturkampf einer rückständigen, unpopulären Bewegung galt und es dem gebildeten Bürgersmann ein Gaudium war, sich mit der Erlaubnis der Regierung als Papst- und Pfaffenfeind aufspielen zu dürfen. Nun aber, als der Polizei zum Schrecken des Nationalliberalismus der Stanoßgang nicht versagt blieb, sollte abermals eine geistige Bewegung mit Gewalt unterdrückt werden. Mit ungleich schärferen Waffen als ehedem; das ganze Arsenal der Druckschriftenverbote, Vereinsauflösungen, Eigentumskonfiskationen, Ausweisungen stand der Polizeigewalt zum beliebigen Gebrauche offen. Ferner aber schien im Kampf gegen die Sozialdemokratie um so sicherer ein Erfolg in Aussicht zu stehen, als es nicht gegen eine Partei ging, an deren Wesen der dritte Teil des deutschen Volkes mehr oder weniger interessiert war und die als Zentrum ein Viertel des Reichstags besetzt hielt, sondern gegen eine Strömung, der sich bis dahin nur 400 000 fast über ganz Deutschland zerstreuter Reichstagswähler angeschlossen hatten und die ins Parlament kaum ein Duzend Vertreter entsandt hatte.

Zu Anfang schien alles nach Wunsch zu gehen. Seinem Versprechen entgegen hatte Bismarck sofort nach Erlass des Sozialistengesetzes die ganze Arbeiterbewegung unterdrückt, soweit Sozialdemokraten an ihr beteiligt waren. Vier Wochen nach Erlass des Ausnahmegesetzes bestand kein sozialdemokratisches Blatt mehr im Reiche; eine Ausnahme machten vielleicht nur die in Nürnberg und Offenbach herausgegebenen Arbeiterzeitungen, die ihren Titel bereits vor der Proklamation des Gesetzes geändert hatten. Die sozialdemokratische Partei war durch eine am 19. Oktober 1878 von ihrem Vorstand in Hamburg erlassene Erklärung aufgelöst worden; die Gewerkschaften wurden durch die Polizei geschlossen, ja sogar Krankenkassen blieben von Vernichtung und Vermögenskonfiskation nicht verschont. In allem Ueberflusse erlebte die Polizei noch die Freude, daß eine anarchistische Gruppe unter Leitung von Most und Gasselmann in London in der ersten Zeit schlimmster Unterdrückung Bank und Mißtrauen in die verfolgte Partei trug und daß anderseits feige Elemente, wie die Körner und Finn, mit dem preussischen Staat ihren Frieden machten.

So war in wenigen Tagen alles politische Leben in der Partei erstickt und das Bismarcksche Rezept schien Wunder zu wirken. Es kam noch hinzu, daß

die leitenden Personen in der Partei in kurzer Zeit so gänzlich alle Fühlung mit der Masse der Genossen verloren hatten; wer im Lande nach Erlaß der erwähnten Proklamation des Parteivorstandes etwa noch gehofft hatte, daß auch ohne äußere Organisation noch ein gewisser Zusammenhang erhalten bleibe, sah sich bald bitter getäuscht. Auch die Bourgeoisie schrieb Bismarck gewonnenes Spiel zu, und als ihm der Appetit mit dem Essen kam, als der Bundesrat am 28. November 1878 den kleinen Belagerungszustand über Berlin verhängte und am nächsten Tage schon 67 der bekanntesten Parteigenossen ausgewiesen wurden, da waren selbst nationalliberale Blätter starr vor Entsetzen und schalteten diese Maßregel als hart und unmilt.

Unter dieser Wucht der unerhörtesten Verfolgungen hatten sich aber auch die Parteigenossen allmählich wieder auf ihre Pflicht besonnen. Im Norden Deutschlands, in Hamburg, von wo aus zwei Tage nach Erlaß des Sozialistengesetzes die freiwillige Auflösung der sozialdemokratischen Partei von ihren damaligen Führern verflüchtet worden war, hort an der Wasserkante, traten auch wieder die ersten Versuche zur Sammlung der Genossen hervor. Allein nur war der Kreis von Männern, die diese schwere Aufgabe in die Hand nahmen. August Geib, der ehemalige Parteikassierer, war am 1. August 1879 in Hamburg gestorben und unter demonstrativer Beteiligung der dortigen Arbeiterschaft beigeseht worden. Bei diesem eindrucksvollen Ereignis gaben die Fremde des Verstorbenen sich das Wort, den Verfolgungen gegenüber nicht mehr in Untätigkeit zu verharren, sondern ungeachtet der drohenden Gefahren weiter für den Gedanken des Sozialismus zu wirken. Dies Gelübde ist in Treue und Beharrlichkeit gehalten worden. Wohl wurde auch am 24. Oktober 1880 über Hamburg und Altona der kleine Belagerungszustand verhängt, aber die Hamburger Parteigenossen hielten den Drangsalserregenden stand, und nicht lange dauerte es, so war das nördliche Belagerungsgebiet das Rückgrat der allmählich auch an anderen Orten wieder erstarkenden Parteibewegung geworden. Was war das für eine Freude in der Arbeiterschaft, als bereits im Mai 1880 bei der Nachwahl, die infolge Mandatsniederlegung im zweiten Hamburger Reichstagswahlkreis erforderlich geworden war, zur Verstärkung des Progressismus nicht der liberale Kandidat gewählt wurde, sondern der sozialdemokratische Gastwirt Hartmann, und das, trotzdem keine einzige Wahlversammlung gestattet war und auch sonst von einer nach außen hin bemerkbaren Agitation keine Rede sein konnte. Inzwischen war aber noch eine andere Tat vollzogen, die für die Festigung der Partei wesentlich in Betracht kam. Am 28. September 1879 erschien die Probenummer des „Sozialdemokrat“ in Zürich. Seine Aufgabe war, erstens der Wärschten und verderblichen Revolutions- und Putschmächerei entgegenzutreten, die von London aus in der „Freiheit“ zum Behagen der preussischen Polizei betrieben wurde, und dann den Parteigenossen in Reich und Glied die Stätte zu sein, an welcher die Erstarkung des sozialistischen Gedankens sich dokumentieren und zugleich die Anklagen der Gekückten und Verfolgten der Welt verkündet werden konnten. Daß dies Blatt von der deutschen Polizei trotz der äußerst maßvollen Haltung der ersten Nummer sofort verboten wurde, darf nicht weiter auffallen.

Unaufhaltsam vollzog sich jetzt die Sammlung der Partei, und mit ihrer Erstarkung wuchs mehr und mehr das Bedürfnis nach einem Blatt, das ungehindert durch Anklagen und Polizeiverbote der sozialistischen Arbeiterschaft Deutschlands als Sprachrohr dienen konnte. Freilich wuchsen mit der zunehmenden Bedeutung des „Sozialdemokrat“ auch die Verfolgungen des Blattes, und nicht klein war die Schar der Parteigenossen, die wegen Verbreitung des „Zürichers“ vor Gericht gestellt und, soweit die belagerten Städte in Betracht kamen, nach Verbüßung ihrer Haft mit der Maßregel der Ausweisung bedacht wurden. Aber die Spitzereien der Polizei fanden alsbald an der sozialdemokratischen Verbreitungstaktik ihren Meister, und in dem unablässigen Kampfe, der wegen der auf Grund

des Sozialistengesetzes verbotenen Literatur im allgemeinen und wegen des „Sozialdemokrat“ im besonderen geführt wurde, erwiesen sich gar bald die Waffen der Polizei als wirkungslos. In der Wut hielt man sich an den Abonnenten schadlos; auch diese wurden unter der Begründung angeklagt, die arme, harmlose Expedition des „Sozialdemokrat“ in Zürich zur Verbreitung des verbotenen Blattes angestiftet zu haben; ja sogar der Geheimbundsparagraph des gemeinen Rechts mußte schließlich herhalten — Mittel, die denn auch nicht versagten und Urteile wie 1886 im Freiburger Geheimbundsprozeß zu stande brachten. Das waren Opfer von ungeheurer Größe, die da von der Partei beansprucht wurden; aber in diesem Kampfe konnte es kein Zurück geben. Es wurde standgehalten.

Wie kam es, daß Hamburg in dieser Situation für das Parteeleben die bekannte, hohe Bedeutung erlangte? Wie schon angedeutet, war hier die Bedrückung der Arbeiterschaft nicht minder hart wie an anderen Orten. Als der Belagerungszustand proklamiert war, wies die Polizei sofort 75 Personen aus, darunter nicht weniger als 67 Familienväter, und im ganzen sind während der Dauer des Sozialistengesetzes über 350 Personen aus dem nördlichen Belagerungsgebiet vertrieben worden, ungerichtet die zahlreichen Parteigenossen, die freiwillig über große Wasser gingen. Auch im übrigen wurde das Sozialistengesetz mit aller Schärfe gegen die Arbeiterschaft gehandhabt. Das 1875 gegründete „Hamburger-Altonaer Volksblatt“ wurde gleich nach Erlaß des Gesetzes unterdrückt; an seiner Stelle erschien, so vorsichtig wie nur denkbar redigiert, die „Berichtszeltung“. Mit dem ersten Schuß nach Proklamierung des Belagerungszustandes wurde das gesamte Redaktions- und Expeditionspersonal ausgewiesen; ja selbst einige Seher und den Helzer im Kesselhause verschonte man nicht. Nicht lange dauerte es, und das Blatt selbst wurde verboten. Dann erschien unter der Redaktion des vortrefflichen Johannes Webbe die „Bürgerzeitung“, die 1886 ebenfalls dem Ausnahmengesetz zum Opfer fiel. Erst ihrer Nachfolgerin, dem „Hamburger Echo“, war dauerndes Leben beschieden. Am rücksichtslosesten schaltete aber in der hamburgischen Republik die Versammlungspolizei. Von den Oktobertagen des Jahres 1878, die dem deutschen Reiche das Ausnahmegesetz bescherten, bis zum Januar 1890 wurde keine einzige öffentliche Arbeiterversammlung politischer Natur geduldet; selbst zu den Reichstagswahlen beharrte die Polizei bei dieser ihr bequemen scheinenden Taktik. Es kam dahin, daß Hamburger Einwohner, wenn sie irgend eine öffentliche Angelegenheit erörtern wollten, nach Altona gehen mußten, wo man wenigstens zeitweilig im Versammlungswesen eine mildere Praxis wälten ließ.

Auch das Vorgehen von Staatsanwälten und Richtern bei Prozessen wegen Vergehen gegen das Sozialistengesetz war beachtenswert. Im Prozeß Großmann und Genossen behielt der Untersuchungsrichter die Angeklagten sechs Jahre und fünfzehn Monate in Untersuchungshaft, und die Richter sprachen dann noch drei Jahre Gefängnis aus. Im Prozeß Fichtner und Genossen folgten auf vier Jahre zehn Monate Untersuchungshaft eine Verurteilung zu zwei Jahren und einem Monat Gefängnis. In dem großen Prozeß gegen Saß und Genossen 1886 verurteilten die Richter insgesamt eine Strafe von neunzehn Jahren Gefängnis, nachdem die Verurteilten über drei Jahre in Untersuchungshaft zugebracht hatten. Am fürchtbarsten aber wurde unserem Parteigenossen Mittelhahn mitgespielt, der wegen Vergehens gegen das Sozialistengesetz zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt wurde, während die höchste gesetzliche Strafe nur sechs Monate betrug. Die lebenslange Maximalstrafe kam dadurch zustande, daß die Richter statt eines fortgesetzten Vergehens, deren 26 annahmen, weil erforscht worden war, daß Mittelhahn in mindestens 26 Fällen den „Sozialdemokrat“ verbreitet hätte. Der Staatsanwalt hatte sogar sechs Jahre Gefängnis beantragt.

So hat es am guten Willen, in Hamburg jede Betätigung politischer Natur in der Arbeiterschaft zu unterdrücken; damals wahrlich nicht gefehlt. In einem unterschleib sich die hamburgische Polizei wesentlich von der benachbarten preussischen, übrigens zumest das Belastungsmaterial zu vorhin erwähnten Prozessen geliefert hatte, nämlich darin, daß sie keine Spitzel bang. Wenigstens ist im Fall bekannt geworden, daß die hamburgische Polizei in den Reihen der sozialdemokratischen Arbeiter Verräter zu werben suchte, oder gar Vorkämpfer provozierend auftreten ließ.

Das war für die hamburgische Arbeiterschaft immerhin ein Gewinn, es mit einem rücksichtslosen aber immerhin ehrlichen Gegner zu tun zu haben. Gewiß hätte die Notwendigkeit geboten, auch unter ungünstigeren Sachlage das Menschenmögliche zu wagen, wie ja auch unter der preussischen Polizeiwirtschaft die Sozialdemokratie sich gewiß nicht einschüchtern lassen. Schon die günstige geographische Lage Hamburgs drängte die Partei, sich bei gewissen Operationen der Seestadt unter allen Umständen zu bedienen. Aber daß die Hamburger Parteigenossen sich mit einem gewissen Vertrauen begegnen konnten, kam für ihre Tätigkeit unter dem Sozialistengesetz ganz wesentlich in Betracht. Allerdings ist zu erwähnen, daß zum Verrat immer zwei gehören: einer, der dazu anlockt, und einer, der sich anlocken läßt. Ohne Zweifel war nun das Menschenmaterial aus dem sich in Hamburg die aktiv in der Partei tätigen Genossen zusammensetzten, durch und durch kernig. Diesen Kern der Parteigenossenschaft bildeten Niederdeutsche, die zwar durchweg in der Rede nicht sonderlich behende sind, im Handeln dafür aber Energie und einen kühlen Kopf bewahren. Ferner war das nördliche Belagerungsgebiet immerhin nicht so groß, daß nicht eine Kontrolle möglich war, die gegen das Eindringen zweifelhafter Elemente einen selten versagenden Schutz bot. So hatte sich schon gegen die Mitte der achtziger Jahre allen beherrschbaren Verfolgungen zum Trotz die Organisation der Partei geradezu mustergerüstig entwickelt. Man agitierte soweit es der Ausnahmezustand zuließ, nach Reichstagswahlbezirken, in denen die Genossen während der ganzen Dauer der Legislaturperiode tätig blieben; ein jeder hatte eine bestimmte Häusergruppe in einer Straße zu bearbeiten, die er bald in- und auswendig kannte. Eine wirksame Kontrolle hielt bei Flugblattverbreitungen und beim Schleppdienst zur Reichstagswahl auch solche Parteigenossen zur Pflicht an, die an die von ihnen verlangte praktische Arbeit im Anfang noch zaghaft herantreten mochten. Dispensationen gab es selbstverständlich nicht so leicht und nachträgliche Entschuldigungen galten wenig bei dieser unter schwierigen Verhältnissen auszubehaltenden Tätigkeit. Unter so strenger Disziplin war es denn selbstverständlich, daß zur Verwunderung des Ordnungspolitikers in einem Zeitraum von kaum einer halben Stunde jede Wohnung der zusammen 600 000 Einwohner zählenden Städte ein in scharfer Sprache abgefaßtes Flugblatt erhalten konnte, ohne daß es der Polizei möglich war, auch nur einen einzigen der vier- oder fünftausend Verbreiter zu ergreifen. An einer solchen, rein auf freundschaftlich parteigenösslichem Zusammenwirken beruhenden Organisation, der mit dem Gesetz nicht bezugommen war, konnte denn auch selbst nach Beseitigung des Ausnahmegesetzes kaum etwas gebessert werden. Der gute Ruf der Hamburger Sozialdemokratie war im ganzen Reiche bekannt, Freund und Feind zollten ihrer Schlagfertigkeit Anerkennung; ja selbst die Polizei mußte in der Stunde schlimmer Gefahr aus ihr Nutzen zu ziehen. Als nämlich im August 1892 die sanitären Mißstände in Hamburg die Cholera zum Ausbruch kommen ließen, hat der Polizeisenator die Vertrauenspersonen der Sozialdemokratie, mit Hilfe der unter dem Sozialistengesetz zusammengeschweißten Organisation aufklärende Flugblätter zu verbreiten. Dieser Appell an den Gemeinwohl der verfolgten und gemäßigten Partei war nicht vergeblich; die gegen den Würgengel verlangte Arbeit wurde nicht minder gewissenhaft besorgt wie die ehemals gegen die Bismarcksche Mißwirtschaft



Maxime Faivre: Die Frauen der Revolution.

notwendig gewesen. Selbstverständlich brachte eine so opfermütig handelnde Arbeiterchaft wie die Hamburger auch das zum Kriegsführen nötige Geld mit musterhafter Bereitwilligkeit zusammen. Nicht allein, daß sie die damals noch recht schwierige Landagitation völlig auf ihre Kosten betrieb; auch politische und gewerkschaftliche Bewegungen im Innern Deutschlands, ja selbst solche im Auslande wurden von der Wasserkaute aus unterstützt.

In dieser musterhaft bis zum letzten Parteilagenwissenschaft selbstverständlich auch die unter dem Sozialistengesetz verbotene Literatur starken Absatz. Der „Sozialdemokrat“ hatte im nördlichen Belagerungsgebiete etwa den zehnten Teil seiner Leser und jede neue Broschüre konnte hier zahlreicher Verbreitung sicher sein. Vor allem sind die dem „Sozialdemokrat“ gebrachten Opfer um so anerkennenswerter, als dies Wochenblatt auch unter günstigen Umständen immer erst acht bis vierzehn Tage nach seiner Datierung in die Hände der Abonnenten kam und der Preis von 20 \mathcal{M} für die Nummer durchaus nicht niedrig war.

Es lag dann nahe, daß so zuverlässig arbeitende Parteigenossen wie die Hamburger auch von der roten Feldpost, der in Zürich und nach der Vertreibung von dort, 1888, in London errichteten Zentralstelle für Schriftenverbreitung, zu verantwortungsvollen Dienstleistungen herangezogen wurden.

Anfangs hatten die Hamburger Parteigenossen manches Unglück zu verwinden; denn bei den meisten der großen Sozialistenprozesse handelte es sich um Entdeckung von Schriftenlagern und Verbreitung verbotener Literatur. Doch die Organisation verbesserte sich allmählich, so daß Störungen vermieden werden konnten und schließlich selbst die gefährlichsten Missionen prompte Erledigung fanden. Schon mehrfach sind die abenteuerlichen Geschichten über die Einschmuggelung des „Sozialdemokrat“ z. B. für Marxheiten erklärt worden; so schön sich diese Milchhaufen von dem Schweizer Käse, in den der „Sozialdemokrat“ hineingepackt wurde, anhören, so gehören sie doch durchweg ins Gebiet der Schwankdichtung. Aber auch die normale Schmuggelmethode hatte ihre Bedenken. Nicht, daß der Polizei große Beute zu teil wurde; der wohlausgeklügelte Apparat von Spitzeln und Beamten, der an der Grenze gegen die sozialdemokratische Inspektion arbeitete, war ziemlich wertlos und die durch ihn ausgeübten Schädigungen spielten im Budget der Feldpost keine allzu große Rolle. Doch an sich war die Schmuggelerei der Schriften unständlich und auch kostspielig und die Zufälligkeiten, mit denen immer gerechnet werden mußte, spielten bei Broschüren nicht besonders mit, wohl aber bei der Zeitung, die ihre Leser denn doch nicht in allzu antiquarischen Zustände erreichen durfte. Als der „Sozialdemokrat“ im Spätsommer 1888 aus Zürich ausgewiesen wurde und nach London übersiedelte, war die Frage, wie unter den neuen Verhältnissen das Blatt in Deutschland einzuführen sei, besonders brennend geworden. Es wurde denn ein Verfahren riskiert, das sich bewähren konnte, wenn etliche beherzte Leute mit kühlem Kopf arbeiteten.

Aus dem Auslande traf bei irgend einem unverdächtigen Großkaufmann eine Mustersammlung von Papierproben oder Tapeten oder sonst irgend welchen Verkaufsartikeln ein. Darunter war denn auch ein Schatz, der für die Parteigenossen wertvoll wie kein anderer war, nämlich die Matrize der neuesten Nummer des Blattes. Die kam in so harmloser Gestalt an, daß auch der gewiegteste Zollbeamte keinen Argwohn schöpfen und kein Spitzel ahnen konnte, um was es sich bei so einer Mustersendung handelte. Dies Stück Papier wurde nun von einem hilfsbereiten Geist zum Buchdrucker gesandt. Allerdings nicht zu einem, der im Geruche der Sozialdemokratie stand und daher keinen Augenblick vor einer Hausdurchsuchung sicher war. Nein, es gab auch Buchdrucker, die patriotische Zeitschriften und Traktäthen druckten, wenn nur das Geld dafür regelrecht einkam. Das Geld löst in der bürgerlichen Welt nun einmal eine wunderbare Macht und wird dort gern gesehen, auch wenn es sozial-

demokratischen Ursprungs ist; wohnt da ein Gelehrter, der um einiges über den Normalsatz hinausgeht, dann legt man zur Abwechslung auch einmal etwas anderes als vaterländisch-monarchische Gesinnung unter die Schnellpresse. Mehr als eine Dutzend öffnete sich in einem bei näherer Betrachtung ja nicht ganz angebrachten Würsichtigkeitgefühl solchem Vorhaben. Der Drucker gab die Platten und dann flogen die 12 000 Exemplare des „Sozialdemokrat“ nur so aus der Maschine heraus. Jetzt hatte der Geschäftsmann seine Aufgabe erfüllt, und der Parteigenosse trat wieder in Funktion. Ihm waren zur rechten Zeit die Deckadressen zugegangen, an die der „Sozialdemokrat“ gesandt werden sollte, und nun wurden von kundiger Hand Postpakete geschickt. Das ging so unschuldig und unauffällig vor sich, daß nur ein sehr unglücklicher Zufall hätte Unheil anrichten können, und dieser Zufall blieb aus während der Jahre, wo nach der gekennzeichneten Methode gearbeitet wurde. Wurde, was selten genug geschah, wirklich einmal ein Paket abgefaßt, so lag das nicht am Expedienten, dem es auf ein Stück Pappe zur sicheren Umhüllung nicht ankam, sondern daran, daß der Empfänger aus irgend einem Grunde der Polizei verdächtig geworden war. Eine wesentliche Sorge war daher die Beschaffung möglichst vieler und unauffälliger Deckadressen an einem Ort; je häufiger mit diesen Adressen gewechselt werden konnte, je sicherer kam der Abonnent in den Besitz der Geisteskost, die den Verständigen schon ihres kernigen Gehalts willen, minder kritischen Leuten aber einfach deshalb, weil sie zu den verbotenen Früchten gehörte, gar süß schmeckte und notwendig war, wie das liebe Brot. Was die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ betrifft, so sei noch erwähnt, daß das Blatt Mitte und Ende der achtziger Jahre in einer Auflage von durchweg 12 000 gedruckt wurde; als das Sozialistengesetz sich seinem Ende zuneigte und die allmählich auch in Deutschland wieder emporgeschossene Parteipresse nicht mehr in steter Sorge um das Verbot dahinzugehetten brauchte, nahm die Bedeutung des Zentralorgans allmählich ab, so daß im Sommer 1890 die Auflage sich etwa um ein Viertel ihrer früheren Höhe verringert hatte.

Allmählich wurde auch ein beträchtlicher Teil der übrigen in Deutschland verbotenen Literatur nach dem hier kurz gekennzeichneten Verfahren hergestellt, und der Schmuggel beschränkte sich auf die wissenschaftlichen Parteischriften, also auf Lassalles, Engels, Diezgens Broschüren, von denen die wichtigeren neben manchen anderen Schriften in der Mitte der achtziger Jahre angelegten sozialdemokratischen Bibliothek erschienen. Wie heute, so war es auch zu jener Zeit, und die Klage, daß die Parteigenossen die mehr unterhaltende Literatur der streng wissenschaftlichen vorziehen, ist wohl so alt wie die Partei selbst. Die Wissenschafts-fanatiker resignierten unter solcher betäubenden Erscheinung und fanden sich darein, daß nicht jeder Parteigenosse Engels' Schrift über Dühring, die selbstverständlich auch zu den verbotenen gehörte, auswendig wußte. Die stärkste Verbreitung fand durchweg das „Liederbuch“, eine Sammlung bekannter Arbeitergesänge, die wohl allen Parteigenossen geläufig waren. Das Büchlein, das 40 Pfennig kostete, war außerordentlich begehrt und wurde jährlich mehrere Male in Auflagen von je zehntausend Exemplaren gedruckt. Guten Absatz fand auch die 1889 erschienene Schrift „Nach zehn Jahren“, in der ein bekannter Parteigenosse die Leiden und Verfolgungen, aber auch den Triumph der Partei in den ersten Jahren nach Erlaß des Sozialistengesetzes schilderte. Diese Broschüre, die heute sehr selten geworden ist und antiquarisch für zehn Mark das Stück verkauft wird, erschien damals in einer Auflage von 15 000 Exemplaren; der Preis betrug eine Mark. Sehr begehrt war ferner Behets Buch „Die Frau und der Sozialismus“, das 1879 in erster Auflage erschien und unter mannigfach verändertem Namen um so stärkeren Absatz fand, jemeher in Ermangelung anderen Enttäuschungsmittels der Polizeiminister Puttkamer im Reichstage über die entsetzliche Unsitlichkeit des

Buches lamentierte. Auch die revolutionäre Gedichtsammlung „Vorwärts“ wurde viel gekauft, ebenso die kleineren Flugchriften und Gedichte, wie „Grab zu Ottenen“, „Antifyllabus“, „Die Flieder und die Splumen“ und wie die zahlreichen Dokumente der Zeit rücksichtsloser Verfolgung aller heftig verschriebene Gelegenheitsbroschüren von Willy Liebknecht, wie „Trug-Eisenstein“, „Hochverrat und Revolution“ sind bei dieser Gelegenheit ebenfalls zu erwähnen.

Auch der eigentliche Schmuggel wurde von dem Hamburger Freilichtgebiet aus wagemutig eigentlich zu wagemutig betrieben. Es galt einmal als Hamburg schon im Zollverein war, eine mächtige Schriftenverbreitung, die in vierzehn großen Kisten verpackt war, aus dem Freilichtgebiet über die Zollgrenze zu schaffen. Allerbhand Widerwärtigkeiten, die heranzählten nicht lohnten, hatten es sich gebracht, daß die Ladung plötzlich brannte, d. h. in ihrer Sicherheit bedroht war. Es blieb nichts übrig, als entweder die wertvolle Schriftenverbreitung der Polizei in die Hände fallen zu lassen oder sie mit einem Schläge in einer Nacht über die Grenze zu schaffen. Das wäre am Ende nicht gelungen, wenn es sich nicht um eine schöne Maternacht gehandelt hätte, die nach einleitigen Naturgesetzen erst nach zehn Uhr begann und schon um zwei Uhr der Dämmerung wich. Man war nicht allein umsicht, sondern auch Eile nötig. Was half es? Man mußte kühnen Mut und mit dem Ausdruck vollendeter Harmlosigkeit die Arbeit gehen, und diese Arbeit, wohl die schwerste, die den Parteigenossen je zugemutet wurde, gelang denn auch. Das „Wie“ zu erörtern, ist wohl nicht notwendig; erwähnt werden muß aber, daß das Wagstück nicht ganz ohne Zeichen abging. Angriffsunntiger als es die politische Situation und die Kräfte der Nacht erforderten, hatten einige der Beteiligten dem Alkohol zugesprochen, der nun einmal zum Spiel gehörte, und diese Vierleihen Sicherheit zu bringen, war schwieriger fast als die Hauptarbeit. Die Hamburger Parteigenossen hatten sich Ende der achtziger Jahre so gut auf das Sozialistengesetz eingerichtet, daß das Ende dieses Produktes Bismarckscher Staatskunst im September 1890 ziemlich gleichgültig hingenommen wurde. Man meinte gar, daß die Aktionsfähigkeit der Partei mit dem kommenden Zustande der Freiheit und Gleichberechtigung leiden könne. Diese Beschränkung war nun freilich nicht zu. Denn bald zeigte sich, daß nur äußerlichkeiten sich geändert hatten und die Verfolgungen auf Grund des gemeinen Rechtes nicht minder scharf waren, wie die unter dem alten Zustand. Ebenso wiesen die riesenhafte Kämpfe mit dem Unternehmertum, die bald ausbrachen und mit haufeatischer Hartnäckigkeit bis zum Weißbluten ausgefochten wurden, das Proletariat eindringlicher denn je auf eine straffe und selbsttätige Organisation hin. Es bleibe dahin gestellt, ob die politische Organisation der Hamburger Arbeiterchaft sich seit der Zeit des Sozialistengesetzes wesentlich verbessert hat; schlagfertiger als damals kam sie kaum geworden sein.

Eines aber hat besonders die Hamburger Arbeiterchaft der Welt gezeigt, nämlich, daß es unmöglich ist, eine geistige Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken. An der Tapferkeit und Lauterkeit der fünfthausend Parteigenossen, die unter dem Sozialistengesetz bereit waren, in die Bresche zu treten, und unter welchen Umständen es immer war, mußte die Polizeipraktik besonders eklatante Niederlagen erleben. Zwei Gewalten sind mit der Sozialdemokratie verbündet, gegen die weder der alte noch der neue Kurs etwas anrichten kann, nämlich die moderne Technik, die aller Schriftenverbote spottet, und die politischen und sozialen Zustände im ganzen, die eine proletarische Klassenbewegung so notwendig machen, daß selbst ein Gegner unserer Partei den bekannten Ausspruch tat, man müsse die Sozialdemokratie erfinden, wenn es sie noch nicht gegeben Solange diese verbündeten Gewalten nicht aus der Welt zu schaffen sind, wird auch der Sozialdemokratie nichts anhaben sein. —

Das Verborgene.

Erzählung von Franz Diederich.

(Zerlegung.)

Hoffert mußte viel Gewalt über sich haben. Alles kam so natürlich aus ihm heraus. Die junge, übermüdete Frische erging sich in mühsamen Sprüngen, auch wenn er ernste Dinge berührte. Aber eine Menge von Tollheiten, die man sonst an ihm kannte, wagte sich nicht heraus. Das ging ganz ohne Zwang, als ob seine Natur andere Saiten gar nicht besaß, als die, die in Selma Dachs Nähe klangen.

Selma verstand mit feiner Gewandtheit, der selbstesten Verführung auszuweichen. Sie vermied vorbewußt den Zufall. Hoffert fühlte das wohl, aber er sorgte sich darein. Wenn er's, einmal in alte Gewohnheit hineinstranchelnd, vergaß, so ärgerte er sich; er kam sich als ein Schwächling und Stoy vor, und Selmas stummer Blick oder stille Bewegung des Ausweichens schürten ihm die Reize. Er fühlte, was Selma tat, war keine Zimperlei, es wirkte wie kräftige Denksätze. Irgend eine solche Erfahrung fiel ihm bisweilen nach Stunden ein, und dann merkte er die nachwirkende Kraft in innerster Pein.

Als ein Dezemberabend den ersten Schnee weiß niederfliegen ließ, so recht in sanftem, weichem Fall, daß draußen in den lädenleuchtenden Straßen ein winterliches Wohlgefühl die Körper durchdrang, schritten Hoffert und die Dachs gemächlich die menschenbrängende Hauptstraße entlang. Plötzlich stand wie aus dem Boden heraus ein Mädchen in schwarzer Federhut und dunklem Kleide vor beiden. Aus blaßem Gesicht brannten zwei aufgerissene, fast stehende Augen. Sie starrten auf Selma, dann auf Hoffert.

Selma sah verwundert drein. Hoffert stutzte, grüßte und wollte vorbei.

Aber eine Hand legte sich mit krampfhaftem Griff auf seinen Arm. Er mußte stehen bleiben. „Verzeihung, Fräulein Dachs, eine Minute,“ sagte er hastig. Sein Gesicht war gespannt, der Blick unsicher.

Mühsam entgegnete Selma: „Ich darf mich nicht aufhalten. Ich will gehen. Gute Nacht.“

„Nein, nein, bitte, in einer Minute.“ Hoffert sprach halblaut, erregt.

Selma sah ihn ruhig an; seine sonst so bestimmt blickenden Augen zeigten eine Bewegung, die merkwürdig unentschlossen schien. Selma grüßte mit leichtem Neigen und ging in ihrer gewohnten hastlosen Art.

Einen zornspitzen Blick des schwarzgekleideten Mädchens hatte sie im Weggehen aufgefangen. Er saß in ihr fest und machte sie nachdenklich. Offenbar hatte das Mädchen Hoffert gestellt. Es war wohl so: das war eine, die in ihn vernarrt war, eine von den Vielen, und er kannte sie, er mußte sie kennen. Nun ja, Hoffert war einmal so.

Und dann mußte es wohl eine sein, die er verlassen. Glücklicherweise sah sie ganz gewiß nicht aus.
Weshalb sonst wäre sie so vor ihn hingetreten?

Selmas Gedanken, in solchen Gängen tastend, lösten sich ohne Erregung in ein Kopfschütteln. Dieser Mensch! Die Stirn runzelte sich ein wenig. So etwas wie ein Bedauern rührte sich. Hoffert tat ihr leid. Es war schade um ihn.

Nur wenige Minuten war sie gegangen. Jetzt hörte sie schnelle, schneegeedämpfte Schritte hinter sich. Sie merkte es sofort: Hofferts Gang. Unwillkürlich ging sie langsamer und wandte das Gesicht halb zur Seite. Da trat auch schon Hoffert neben sie.

Er grüßte leicht. Sein Gesicht war gerötet. Er sah sie erst nicht an. Aber nur ein paar Sekunden lang, dann mit einem Nuck lehnte er sein Gesicht ihr zu.

Seine Hand legte sich fast heftig an ihre Schulter. „Fräulein Dachs!“

Sie mußte ihn plötzlich ansehen.

Auf seinen Zügen lag straffe Entschlossenheit. Ihn bligte in Selma die Erinnerung an den

Morgen an, wo Hoffert mit offenem Wort den Kollegen Mohr retten wollte. Da hatte der gute Kern dieses Menschen sich gezeitigt. Die Erinnerung gab Selma einen längst verstorbenen Augenblick wohlthuenden Empfindens zurück. Jetzt hielt sie den Blick mit gesteigertem Wohlgefühl fest, und das Gefühl drang in ihr Auge.

Hoffert hatte ein vorwurfsvolles, hartes Gesicht erwartet — nun suchte in ihm ein Verwundern auf, er war fast verwirrt. Seine Hand sank von Selmas Schulter — dann fuhr es ihm wie gewaltsam heraus: „Ich bin Ihnen eine Rechenschaft schuldig.“

„Aber Herr Hoffert, Sie mir?“
Er ließ sich nicht zurückweisen.

„Ja, ich Ihnen.“

Selma schüttelte abwehrend den Kopf: „Aber ich bitte Sie. Weshalb? Welt unser Gespräch vorhin unterbrochen wurde?“ Und mit kaum merklichem Zögern setzte sie hinzu: „Durch eine Verpflichtung natürlich.“

Hoffert antwortete auf: „Verpflichtung! Wie Sie das treffen! Verpflichtung! O, Sie quälten aus-
gesucht!“

Selma sah ernster zu Hoffert auf. Litt er so sehr? „Aber es kommt mir nicht in den Sinn, Sie zu quälen.“ Sie sprach besänftigend. „Nur, ich weiß nicht — Sie sind mir nicht Rechenschaft schuldig.“

Ungebürlich drängte er: „Und dennoch! Ich weiß es. Das fühlte man, Fräulein Dachs, eine Frage und eine offene Antwort.“ Er kehrte sich ihr ganz zu, stellte sich fest vor sie hin, so daß sie stehen bleiben mußte. „Sagen Sie, wofür hält man mich. Wissen Sie, wofür man mich hält?“

Darauf sollte nun ein Mädchen offen und gerade antworten.

Freilich wußte sie's. Mehr Mädchen, als je ein Wort mit ihm gewechselt, wußten es. Jetzt fiel ihr eigentlich zum ersten Male ein, daß sie seit langen Wochen gar kein Urteil über ihn gehört. Das Urteil, daß er ein toller, gefährlicher Mensch sei, vor dem sich die Mädchen in Acht zu nehmen hätten, war zu Zeiten mit wilder Lebendigkeit umgelaufen. Wie lag doch diese Zeit eigentlich schon zurück! Sie mußte lächeln. „Aber, Herr Hoffert, es kann doch für mich nur Wert haben, welches Urteil ich selbst über einen Menschen fälle.“

Unwillig tat Hoffert ein paar Schritte: „Aber doch nicht offen. Sie weichen mir aus.“ Etwas Bitteres höhnte aus seiner Stimme.

Selma stand wieder neben ihm. Das sollte nun eine Rechtfertigung oder Rechenschaft sein! Langsam die Worte legend, fragte sie: „Aber ist Ihre Frage nicht auch ein Umweg? Was sollte die Frage?“

„Die Frage?“ Nun hatte er das Gefühl, etwas recht Dummes gefragt zu haben. Das Gefühl durchsuchte ihn immer, wenn Selma in diesem langsamen Tonfall forschte. Kräftig raffte er sich zusammen, er wollte einen Druck vom Herzen los sein. „Nun gut, also ohne Umweg! Hören Sie mich an, ich will nicht, daß Sie um den Vorfall vorhin über mich denken.“

Aber nein! Das war ihr nicht in den Sinn gekommen. Ehe sie noch ein Wort entgegnete, fuhr er fort:

„Ich will nicht, daß Sie meinen, ich habe mit diesem Weibe zu tun.“ Seine Stimme klang hart, er stieß die Worte zornig heraus. „Ich hatte damit zu tun, ich kannte sie, freilich. Im Frühjahr, eine Woche lang. Aber dann wurde ich während auf mich selbst. Weshalb, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Aber ich verlor mich ganz aus der Hand, das war schon manchmal so. Ich habe zwei Nächte lang getrunken. Sinnlos. Wissen Sie, ich soff. Wenn das ist, weiß ich Bescheid. Dann habe ich Schlaf gemacht.“

Ein unangenehmer Geschmack stieg in Selma auf. Entsetzt, wie Hoffert sprach.

„Ich kann da nicht anders. Es reißt mich weg. Ich muß und tu's.“

Selma fühlte, daß sie nichts Rechtes zu sagen wußte. Das mußte er wirklich ganz allein mit sich ausmachen. Sie verstand ihn nicht völlig. Sie konnte ihm recht geben und sagte doch, aber zögernd: „Das Mädchen liebt Sie aber.“

Hoffert suchte die Achseln und entgegnete ruhiger: „Ich kann ihr nicht helfen. Sie schreibt mir Briefe. Sie droht mir. Ich antworte nicht, komme nicht, wenn ich sie irgendwo treffen soll. Und hab's nun auch kurz und blödsinnig gesagt: Ich will nicht, ein für allemal. Es wird schließlich helfen. Ich will nicht.“ Er suchte die geballte Faust. „Man soll mich in Ruh' lassen!“

Selma fragte in überlegendem Prüfen: „Sind nicht auch Sie daran schuld?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Hoffert vergrimmt. „Es ist immer daselbe, immer Anfang und Ende ganz gleich. Ich könnte die Weiber hassen und mich mit. Ich bin vielleicht auch mit schuld. Ich weiß es aber nicht. Schuld sind wie ja wohl alle. Manchmal ekelt einen die Welt.“

Selma wandte ihm aufmerksam ihren Blick zu. Diese Gedanken und Gefühle kannte sie an Hoffert noch nicht. War er wirklich doch etwas anders als der lebenslustige Verführer, dem die Mädchen leicht verfielen? Die Frage war ihr manchmal schon gekommen. Die Art, wie er sich in ihrer Nähe benahm, diese sichere Zähigkeit, weckte die Frage, die schon den Zweifel einschloß. Nun meinte sie in schlechtem, sinnendem Ernst: „Vielleicht haben die Mädchen Ihnen die Liebe zu leicht gemacht. Die Liebe, oder wie ich es nennen soll.“ Sie fühlte: etwas Heißes drang in ihr Gesicht. Das Wort kam ihr, zu Hoffert gesprochen, zu dreißig vor.

Aber es hatte Hoffert sichtlich berührt. Er sagte keine Silbe. Selma sah ihn nur im Gehen die Fäuste ballen.

Nach einer guten Strecke Weges durfte sie glauben, das Gespräch sei zu Ende. Es hatte sie nicht beschwert oder geängstet, aber sie war schon zufrieden, daß es abgebrochen war.

Hoffert ging immer noch wortlos neben ihr her. Sein Schritt war stark und fest, in seinem Gesicht alles strahlte; unter den zusammengezogenen Brauen flachen die Augen dunkel hervor, in gespannter Nachdenklichkeit.

Mit leicht scherzendem Tone fragte Selma: „So still?“ Sie wollte ihn ablenken.

Die Spannung seines Gesichtes verschwand jählings. Die gewohnte frohe Frische sprühte auf. „Wissen Sie auch, Fräulein Dachs, daß ich nie in meinem Leben so viel ernst gewesen bin als in den letzten Monaten? Wissen Sie das? Es ist nämlich so. Wahrhaftig, ich glaube, der Adrian, der bedenkliche Perle, ist tot.“

Selma lächelte. Er sah es und, näher zu ihr, sprudelte es weiter aus ihm heraus:

„Mäuseleintot, ja wohl. Und wissen Sie, wer ihn abgemurkelt hat? Mit einem einzigen Griff? Mir nichts — dir nichts die Gurgel umgedreht? Ja, wer mag das wohl sein? Seien wir ernst, Fräulein, wissen Sie, das Wort von der Noheit — denken Sie noch daran? Affäre Mohr! Das Wort war gut, das sah. Es knickte . . .“

Ueberrascht sah Selma auf. Da stand er und hielt ihr die Hand hin. „Ich bitte, geben Sie mir Ihre Hand. Ich glaube, Sie haben mich damals kuriert. Offenheit ist Gröbheit. Sie tut weh, aber wohl.“

Als Selma ihm die Hand nicht gab, nahm er sie kurzweg, drückte sie, und plötzlich hatte er die Finger geküßt.

Selma riß die Hand fort. Ein Schatten von Unwille huschte über ihr Gesicht. Aber ihr freundliches Lächeln blieb. Seltsam: konnte ein Wort so viel Wirkung tun? (Schluß folgt.)

Die Bauernführer.*

Die Armesühnberglocke schrie vom Turm.
Der Karren hielt.

Sie standen Kopf an Kopf
Am Markte, wo die steilen Giebel stiegen,
Und starrten hin mit hochgereckten Hälsen
Und schwachten, flüsternd doch, und wie in Furcht.

Denn auf der breiten Athhaustreppe Stufen
Im Kreis der Rathsherrn mit den dunklen Mänteln
Stand Herzog Heinrich. Aus dem schwarzen Bart
Droht' seines Mundes mitleidlose Strenge;
Und wen des quaden Herzogs Auge traf,
Der duckte sich und schwieg.

Der Karren hielt.
Sie stiegen ab und schritten zu dem Platz,
Wo vor dem breiten Block am Fuß der Stufen
Der Fenster stand. Sie gingen stieren Blicks,
Die Hand gefesselt, zwanzig oder mehr,
Struppig, zermürbt von Kerkerluft und Folter.
Sie küßten stumm das Kreuz und knieten hin.
Dumpf fiel das Weil. Und auf des Marktes Steinen
Mann rauchend Blut.

Zwei standen aufrecht noch.
Nun stieß des Fensterknechtes braune Faust
Den einen vorwärts, und der Priester hielt
Das schwarze Kreuzigt ihm hin zum Kusse.

Pfeiffer der Mönch war sahl. Sein Atem flog.
Aus seiner Seele zuckten hundert Bilder.
Er dachte an verlor'nen Klosterfrieden,
Er dachte an gebroch'ner Burgen Flammen,
Er dachte an vergeltete Todeschreie,
An Becher, die von rotem Weine triefen
Und gelb durch wüster Nächte Sacken klirren,
Er dachte an des Weibes rote Flechten,
Das mit ihm lief durch tolle Lagerjahre —
Die Kniee knickten, seine Bahno schlugen,
Und von sich stieß er wild das Kreuzigt.

Da sank sein Arm. Ein schwerer Fußtritt klang.
Der quade Herzog stieg herab die Stufen,
Er riß das Kreuz dem Priester aus der Hand
Und hielt es hoch in der geballten Faust:
„Daß deine Seele nicht zur Hölle fahre,
Enllauf'ner Pfaff! Muß Knie und sprich mir nach:
Credo in unum deum creatorem —“
Schwer vor dem Nichtblock brach der Mönch ins Knie,
Mit blutlos weißen Lippen lallte er
Der herrlich harten Stimme zitternd nach.
Ein Amen stammelte. Ein Weiltrieb bröhlte.

Nun blieb noch einer. Thomas Münzer wars,
Der Bauern Haupt. Er stand, gestrafft den Nacken,
Aus tiefen Augenhöhlen glomm der Haß.
Der Herzog hub das Kreuz. Er maß den Mann
Mit kalten Augen:

„Bauernhund, du auch?“
Der Bauer lachte hart. Dann spie er aus
Und trat zum Block.
„Ich brauche keinen Pfaffen!“
Doch Herzog, hör's: ich klage wider dich —
Auf Blutschuld klag' ich! Ich und diese Toten!
Ich lade, Herzog, dich vor Gottes Stuhl!
Ich klage! klage! klage!“

Seine Stimme
Ward schrill und brach. Vor seinem Mund stand Schaum.
Er schüttelte die Fäuste in den Ketten.

Ein Raunen lief durchs Volk den Markt entlang.
Mit steinern unbewegter Stirne schritt
Hinauf der breiten Athhaustreppe Stufen
Der quade Herzog.

„Reißer Hans, schlag zu!“

Lulu v. Strauß-Torney.

Die Frauen der Revolution. In der Geschichte der modernen Revolution darf nirgendwo des Anteils der Frauen vergessen werden. Schon in der großen niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts ist zu erwähnen, wie ein Amazonenkorps von 300 Haarlemer Frauen an der heroischen Verteidigung ihrer Vaterstadt gegen Herzog Albas Soldateska hervorragend mitgewirkt hat. Die englische Revolution des

*Aus: „Balladen und Lieder“ von L. v. Strauß-Torney. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. Pr. M. 2,50.

17. Jahrhunderts erzählt von Sturmpetitionen der Londoner Frauen an das Parlament. In der amerikanischen Revolution des 18. Jahrhunderts ist von großer Bedeutung insbesondere die einmütige und entschlossene Beteiligung der Frauen an der Boykottierung der englischen Waren. Am hervorragendsten aber traten dann die Frauen in Tätigkeit während der nächstfolgenden Revolution, der großen französischen des 18. Jahrhunderts, worin sie eine so wichtige Rolle gespielt haben, daß selbst Historiker, die sonst gewohnheitsgemäß, von der Schilderung höfischer Intriquen abgesehen, die weibliche Hälfte der Menschheit ignorieren, in diesem Falle nicht umhin können, auch der Frauen zu gedenken. Verdankt doch eines der wichtigsten Ereignisse der französischen Revolution, der Zug nach Versailles am 6. Oktober 1789, ausschließlich weiblicher Initiative seine Entstehung. Die Kühne Tat aber, die den ersten Anstoß zu dem gedachten Ereignis gab, hat dem Maler unseres heutigen Bildes zur Illustrierung des Themas: „Die Frauen der Revolution“ gedient. „Ein junges Mädchen“, so beschreibt der französische Revolutionshistoriker Mignet in seiner knappen Weise die Szene, „ging in ein Wirtshaus, nahm eine Trommel und durchzog wirbelnd die Straßen mit dem Rufe: „Brot! Brot!“ Bald hatte sich ein Geleit von Frauen um sie geschart. Dieser Haufe zog, immer wachsend, nach dem Rathaus.

Man fragt, woher dem trommelnden Proletariatsmädchen mit ihrem unaufhörlichen Brotschrei die erstaunliche Werbekraft kam. Nun, sie rief kühn in die Welt hinaus, was schon lange die Gemüter all ihrer Leidensgefährtinnen bewegte. Die Zwingburg des Despotismus ist gefallen, die Feudalrechte sind aufgehoben, die Menschenrechte werden von der Nationalversammlung da draußen in Versailles erklärt. Aber dennoch hungert in Paris das Volk, da die Getreidezufuhr stockt, das Mehl beständig im Preise steigt, ein Stückchen Brot nur nach stundenlangem Warten vor den Bäckertüren, allwo Kette gebildet wird, für teures Geld zu haben ist. An dieser Not nach reichlicher Ernte sind nach dem Empfinden der Pariser einestalls die reaktionären Mächenschaften des Versailler Hofes und seines feudalen Anhanges schuld, der zum Bürgerkrieg heizt, andererseits ist aber auch, was die liberalen Historiker nicht gern eingestehen, die Nationalversammlung sehr in der Achtung der Pariser gesunken, weil sie ohne Ende theoretisch spintilert, anstatt praktische Maßnahmen zu treffen, die dem Brotmangel abhelfen könnten. Da mußte man doch einmal nach Versailles hinauszugehen, um beiden Teilen den Standpunkt klarzumachen und am besten sie gleich nach Paris holen, damit sie unter der Kontrolle der Hauptstadt, die Hofgesellschaft ihre Begehungen, die Nationalversammlung ihre Unterlassungssünden einstellen. Der Gedanke lebt auch im Herzen unzähliger Männer aus dem Volk; aber sie lassen sich durch die patrouillierenden Nationalgardisten aus den Reihen der Besitzenden im Zaum halten. Da ist bei den Proletariatsfrauen die Idee erwacht, das zu tun, wovor die Männer Scheu haben; schließlich wird die bewaffnete Macht doch nicht auf unbewaffnete Frauen feuern. So kommt es, daß bald aus Tausenden von weiblichen Köhlen der Ruf der mutigen Arbeitertochter widerhallt: Brot! Brot! daß die ganze Masse unauffällig ins Rathaus eindringt und bald mit den hier vorgefundenen Gebehen ausgerüstet, nach Versailles hinauszieht. Wie die Frauen sich auf dem Gasparkett bewegt haben, ist unbekannt. Aber auch die Nationalversammlung bekam unliebsame Wahrheiten zu hören. „Brot, und nicht soviel lange Reden!“, das konnte Mirabeau und seinen Kollegen gar wenig gefallen. Auch sie mußten in corpore nach Paris übersiedeln, nachdem am 6. Oktober die Frauen mit der königlichen Familie dahin abgezogen und in die Hauptstadt eingezogen waren unter dem Freudenruf: „Mint, Freunde, jetzt wird es uns an Brot nicht fehlen; wir bringen Euch den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen!“, was denn freilich keine besonders respektvollen Bezeichnungen für König, Königin und Kronprinz waren.

III diese weltgeschichtlichen Vorgänge hat zweifellos das junge Mädchen miterlebt, dessen in unserem Bild dargestellter Bedruf die Latwine ins Rollen gebracht hatte; aber so vollständig hat sie sich nach diesem augenblicklichen Hervortreten in der Masse verloren, daß nicht einmal der Name der tapferen Proletariatsmädchen bekannt geworden ist.

Ehe auf Zeit. Eine Wallfahrt nach Mekka zum Grabe des Propheten ist für Belenner des Islams bekanntlich die heiligste religiöse Pflicht, die wenigstens einmal im Leben erfüllt werden soll. Aber lebigen Frauen ist der Zutritt zum Grabe Muhameds streng untersagt. Um dem Uebelstand abzuwehren,

soll es in Mekka männliche Moslems geben, die gute Bezahlung ledige Damen heiraten, die da erpicht sind, das Grab zu besuchen. Sobald geschieden, wird verabredungsgemäß die Ehe wie gelöst, was ja in der Türkei ohne weiteres mit Uebergabe eines Scheidbriefes geschehen kann. Soll übrigens schon vorgekommen sein, daß aus Scheinehe eine richtige geworden ist.

Hamburgs Handel im achtzehnten Jahrhundert nur von untergeordneter Bedeutung. Die Hanfsaherlichkeit war vorüber; nach einem kurzfristigen Aufblühen in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts — eine Periode, in der es den Niederländern, als sollte Hamburg die Rolle des im Niederlande begriffenen niederländischen Antwerpens übernehmen — waren wieder Jahre des kommerziellen Stillstandes gekommen. Der Schiffsverkehr schränkte sich fast ausschließlich auf europäische Schiffe; außeruropäische Fahrzeuge legten nur in Ausnahmefällen im Hamburger Hafen an. Fremdländische Landesezeugnisse, namentlich solche aus der Erde, erhielt die alte Hansestadt, nur mit ihr das Hinterland, fast ausschließlich durch Vermittlung der großen Seefahrt treibenden Nationen. Besonders zu schaffen machte die Hamburgern bei diesem Konkurrenzkampf die benachbarte Altona, das von Dänemark mit dem Freihafenprivilegium ausgestattet war. Um dieses Privileg wenigstens einigermaßen abzuschwächen und seinem Kommissionsgeschäft ein wenig Hilfe unter die Arme zu greifen, sah sich Hamburg gezwungen, 1727 seine Durchfuhrzölle aufzuheben, eine Maßnahme, die freilich den zahlreichen Willkür der Kaufmannschaft noch lange nicht genügt wurde. Dr. Richard Schrenberg, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Moskau, dem Hamburgischen Handel in jener Zeit zugleich dem dreißigjährigen und dem siebenjährigen Kriege in seiner Abhandlung „Das Haus Paris in Hamburg“ (Jena, Gustav Fischer), mehrere Kapitel widmet. Mit der Biographie dieses Firmenträgers gibt er zugleich ein plastisches Bild der wirtschaftlichen Krisen dieser Periode. Er untersucht die kommerziellen Wirkungen der geschichtlichen Ereignisse vom Beginn der Wirren in den Niederlanden an bis zum Ende der großen, französischen Revolution. Eine besonders stark ausgeprägte wirtschaftliche Krise machte sich in Hamburg namentlich vor Beginn des siebenjährigen Krieges bemerkbar. Die Klagen der Kaufmannschaft und ihre Vertreter, der Kommerzdeputierten, erreichten ihren Höhepunkt in den Jahren 1756 und 1757. Der Handel mit Wachs und Leinen, mit Indigo, mit Zuchten, hatte einen ungeheuren Rückgang zu verzeichnen. „Unsere Samt-, Gold- und Silberfabriken, unsere Zuckeriedereien, Rattundrudereien, Färbereien, scheinen sich ihrem Untergange allmählich zu nähern.“ Das aufblühende Altona hatte den Hanfsaherern einen großen Teil des Handels vor der Nase weggeschnappt. Der Grünlandhandel war in wenigen Jahren um 400 pSt. zurückgegangen. Das selbe war von dem Handel mit den nordischen Häutern zu verzeichnen. Der Schiffsverkehr mit den Mittelmeerländern war so gut wie gänzlich eingestellt. Zum Schluß dieser Klagen heißt es dann: „Hamburg ist das lange nicht mehr, was es vordem gewesen.“

Hamburgs Bedeutung als Handelshafen ist erst wieder, als England aus einem Getreideausführenden, ein Getreide einführendes Land wurde (1765). Der Hamburger Handel war von langsam steigender Tendenz bis in die Mitte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts. In den Jahren 1771 bis 1776 erreichte er dann wieder einen Tiefstand, der sich am deutlichsten im Sinken der Zollnennungen von M 250 000 auf M 180 000 kundtat. Nach dieser Krise begann Hamburg in das Stadium des überseeischen Handels einzutreten. Das „amerikanische Geschäft“ nahm seinen Anfang zum großen Verger der bisher stark hieran engagierten Staaten England, Frankreich, Spanien und Holland. Nordamerika und Westindien traten mit der alten Hansestadt in engsten Schiffsverkehr. Erst das Jahr 1798 das Jahr der großen französischen Revolution, leitet der allgemeinen Krise vorübergehend ein Ziel; das nächstfolgende Jahr (1794) war wieder ein Jahr glänzenden Geschäftsaufschwunges, der von kleineren Schwankungen abgesehen, anhält, bis die Napoleonischen Kriege nicht nur auf politischem, sondern auch auf kommerziellem Gebiet ihre Wirren hervorriefen.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.